

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

Zugänge und Perspektiven der Ausstellungs- und Vermittlungspraxis im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm

Leni Perenčević

Ein aufgebockter Leiterwagen, dessen Räder fehlen. Zwei gebrannte Lehmziegel aus einem Trümmerhaufen. Und ein Paar unscheinbare Lederstiefel, das bei genauer Betrachtung einen Mikrokosmos an Bedeutungen offenbart. Diese drei Museumsdinge, die sich ihrer Herkunft, Machart und Materialität nach unterscheiden, verbindet manches. Sie befanden sich über Jahrzehnte in Familienbesitz, bevor sie als Schenkungen dem Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm (DZM) anvertraut wurden. Ihre Vorbesitzer*innen brachten sie aus ihrer alten Heimat im südöstlichen Europa mit in ihre neue Heimat Deutschland. Sie haben heute kaum einen materiellen Wert, aber es haften Erinnerungen, Gefühle und teils traumatische Erlebnisse an ihnen, die bei der Übergabe an das Museum überliefert wurden. Und: Die Objekte und ihre einstigen Eigentümer*innen haben eine (erzwungene) Migration hinter sich.

Anhand dieser drei Objekte möchte ich in diesem Beitrag auf folgende Aspekte eingehen: Welche Rolle spielen „Heimat“ und „Migration“ für die Ausstellungs- und Sammeltätigkeit des Donauschwäbischen Zentralmuseums? Welchen Widerhall erzeugt der am DZM etablierte Umgang mit den kontroversen und gefühlsbeladenen Begriffen bei den Museumsbesucher*innen? Und schließlich: Welche Chancen und Grenzen ergeben sich durch die Thematik des Hauses für interkulturelle Vermittlungsformate? Zunächst aber ist zu klären, wen wir überhaupt meinen, wenn wir von „den“ Donauschwaben sprechen.

Donauschwaben – Schwaben an der Donau?

Als Donauschwaben bezeichnen wir die Nachfahren deutschsprachiger Siedler, die sich vorwiegend als Bauern und Handwerker seit dem späten 17. bis in das 19. Jahrhundert im Königreich Ungarn niederließen. Überbevölkerung, Teuerung, Kriege und Armut im Südwesten des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation veranlassten im Verlauf des 18. Jahrhunderts schätzungsweise 400.000 Menschen, einen Neuanfang im „Ungarland“ zu wagen.¹ Dort strebten nach den Kriegen gegen das Osmanische Reich sowohl private Grundherren als auch die Habsburger Kaiser danach, auf ihren weitgehend brachliegenden und oftmals dünn besiedelten Ländereien eine intensive Ackerbauwirtschaft zu etablieren. Am Kolonisationsprozess der von den Osmanen

¹ GERHARD SEEWANN, Zur Geschichte der „Schwaben an der Donau“, in: Migration im Donauroum. Die Ansiedlung der Deutschen im 18. Jahrhundert und ihre Folgen, hg. von CHRISTIAN GLASS, Ulm 2012, S. 20–29, hier S. 20 und 28, Fußnote 3.

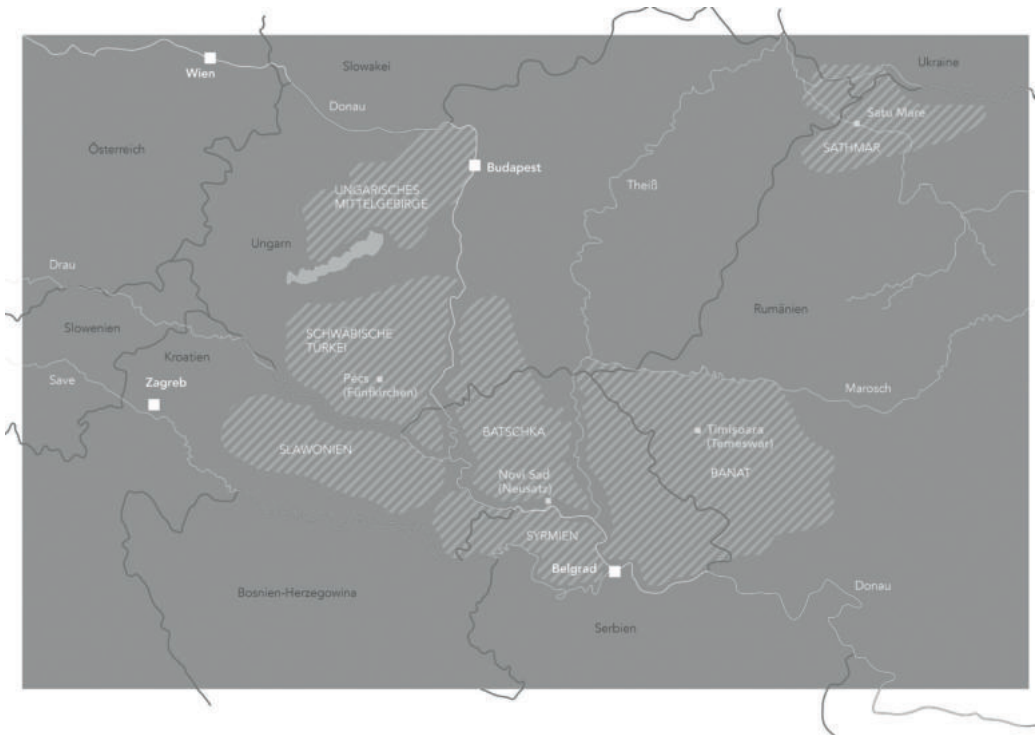


Abb. 1: Die Siedlungsgebiete der Donauschwaben in Südosteuropa. Quelle: DZM.

zurückerobernten Gebiete waren neben deutschsprachigen Siedlern viele andere Ethnien beteiligt, darunter Ungarn, Tschechen, Slowaken, Rumänen und Südslawen.² Nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie 1918 durchschnitten die Grenzen der neuen Nationalstaaten Ungarn, Rumänien und Jugoslawien das so entstandene Siedlungsgebiet entlang der mittleren Donau. Um die deutschsprachigen Bewohner dieser multi-ethnischen Region zusammenzufassen, schufen die Geografen Robert Sieger und Hermann Rüdiger 1922 die Sammelbezeichnung Donauschwaben.³ Sie ist heute fest etabliert, obwohl sie in vielerlei Hinsicht problematisch ist. „Der [...] unscharfe, nur eine bestimmte Ansiedlungsepoche (18. Jh.) herausgreifende und damit räumliche wie zeitliche Überschneidungen ignorierende Begriff der Donauschwaben für die aus den heutigen deutschen Bundesländern Baden-Württemberg, Hessen, Bayern, der Pfalz sowie aus Österreich stammenden Kolonisten impliziert Vorstellungen von Homogenität und Gemeinsamkeiten dieser Siedlergruppe, die historisch gesehen keineswegs zutreffen. Nur eine Minderheit der eingewanderten Kolonisten war tatsächlich schwäbischer Herkunft. Sie waren vielmehr ethnisch wie dialektal sehr heterogen, konfessionell gespalten, und auch in ihrer sozialen Schichtung sehr unterschiedlich [...]. Ihre Ansiedlung war regional sehr unterschiedlichen Bedingungen unterworfen und sie selbst waren sich bis zum 20. Jahrhundert keiner Gemeinsamkeit bewußt

² Vgl. GERHARD SEEWANN, Donauschwaben, in: Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, hg. von EDGAR HÖSCH, KARL NEHRING und HOLM SUNDHAUSSEN, Stuttgart 2004, S. 201–205, hier S. 202.

³ Vgl. SEEWANN, Donauschwaben (wie Anm. 2), S. 201.



Abb. 2: Die Kaufleute Feistammel beim Sonntags-spaziergang in Temeswar/Timișoara (Rumänien), um 1938. Quelle: DZM.

und unterhielten kaum Beziehungen zu ihren Herkunftsländern noch untereinander.⁴⁴ Ein Beispiel für die Heterogenität von Lebenswelten, die unter dem Begriff „donauschwäbisch“ subsumiert werden, ist der Stadt-Land-Unterschied. So hatte das deutschsprachige Bürgertum in Temeswar/Timișoara (Rumänien) oder Budapest kaum Berührungspunkte mit der deutschsprachigen Landbevölkerung des Umlandes, vielmehr grenzte man sich voneinander ab. Eindrücklich und nicht ohne Selbstironie beschrieb die deutsch-jüdische Schriftstellerin Wilma von Vukelich die Abgeschlossenheit bürgerlicher Kreise in ihrer Heimatstadt Essek/Osijek (Kroatien): „Kroaten, Serben, Schwaben und Juden saßen [im Casino] Tag für Tag einträchtig beisammen. Es gab keine Rassenvorurteile und keine Stammesanimositäten, sie waren alle Esseker, eingefleischte Lokalpatrioten, für die es außerhalb ihrer Stadt nichts zu suchen gab. Die wirkliche Moral war nur in Essek zu Hause. Nur das war schön und gut, was in Essek dafür galt. Die Esseker Wahrheiten waren über jeden Zweifel erhaben.“⁴⁵ Auch in den Dörfern der multi-ethnischen Siedlungsgebiete konnte sich das Zusammenleben der Donauschwaben mit ihren Nachbarn erheblich unterscheiden.

In Ortschaften des Banats oder der Batschka beispielsweise, die im 18. Jahrhundert am Reißbrett in Wien geplant worden waren, siedelte man die verschiedenen ethnischen Gruppen in jeweils eigenen Ortsteilen an. Dies bedeutete zwar nicht, dass es keinerlei Berührungspunkte zwischen den Dorfbewohnern gegeben hätte, doch lebte man mehr neben- als miteinander. „Wir waren die typische Parallelgesellschaft“, erinnerte sich während einer Führung durch unsere Dauerausstellung ein Donauschwabe aus Obrowatz/Obrovac (Serbien). Anders war es in den Dörfern der Regionen Slawonien und Syrmien (Kroatien/Serbien). Hierher kam nur ein Teil der deutschsprachigen Siedler direkt aus deutschen Territorien. Die Mehrzahl war bereits früher in das historische Ungarn übersiedelt und zog seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach günstigem Land und besseren Lebensbedingungen innerhalb der Habsburger Monarchie weiter. Die Binnenwanderer ließen sich in bereits bestehenden Ortschaften nieder, in denen sie oftmals die Minderheit bildeten. Da sie den katholischen Glauben mit ihren kroatischen Nachbarn teilten, assimilierten sie sich in vielen Fällen.

⁴⁴ SEEWANN, Donauschwaben (wie Anm. 2), S. 201.

⁴⁵ WILMA VON VUKELICH, Spuren der Vergangenheit. Osijek um die Jahrhundertwende, hg. von VLADO OBAD, München 1992, S. 252 f.



Abb. 3: Familie Titz vor ihrem Haus in Hatzfeld/Jimbolia (Rumänien), 1924. Die Fotografie wurde rückseitig beschriftet – in ungarischer Sprache. Quelle: DZM.

Aufkeimender Nationalismus im 19. Jahrhundert, die einschneidende Erfahrung des Ersten Weltkriegs sowie die staatliche Neuordnung Südosteuropas ab 1918 beeinträchtigten das Zusammenleben der Völker Südosteuropas. In den Nationalstaaten Ungarn, Rumänien und Jugoslawien gewann der Nationalismus an Boden und führte – trotz minderheitenfreundlicher Gesetzgebung – zur Benachteiligung der Minderheiten. Die Zwischenkriegszeit war geprägt vom Ringen der Donauschwaben um die Einlösung ihrer Minderheitenrechte. In den 1930er Jahren gerieten sie zunehmend unter den politischen Einfluss des Nationalsozialismus. Gesteuert und unterstützt vom Deutschen Reich setzte sich Ende der 1930er Jahre die völkische „Erneuerungsbewegung“ durch. Sie gründete neue Vereinigungen oder unterwanderte die bestehenden und funktionierte sie nach NS-Vorbild zu straff organisierten Volksgruppenorganisationen um. Josef Müller aus India/Indija (Serbien) schrieb rückblickend über diese Zeit: „Wir waren, auf die neuerstandene Macht des Deutschen Reiches vertrauend, grenzenlos optimistisch.“⁶ Viele, aber bei weitem nicht alle Donauschwaben erlagen der nationalsozialistischen Propaganda. Doch die Abhängigkeit der Minderheit vom Dritten Reich, die unter NS-Herrschaft verübten Verbrechen an der Zivilbevölkerung sowie der Einsatz von Donauschwaben in Wehrmacht und SS führten am Ende des

⁶ JOSEF MÜLLER, Syrmien, Slawonien, Bosnien. Verlorene Heimat deutscher Bauern, Freilassing 1961, S. 16.

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

Zweiten Weltkriegs unter kommunistischer Herrschaft zur Stigmatisierung der Donauschwaben als „fünfte Kolonne“ des Dritten Reichs. Wer nicht fliehen konnte oder wollte, war Internierung, Zwangsarbeit und Enteignung schutzlos ausgesetzt. Auch wenn sich ab den 1950er Jahren die Lage allmählich normalisierte, entschied sich die Mehrheit zur Ausreise nach Deutschland oder Österreich. Die wenigen Verbliebenen hatten sich der von oben gelenkten sozialistischen Minderheitenpolitik zu unterwerfen. Viele gingen in die innere Emigration, wobei sie sich äußerlich an die sozialistischen Lebensbedingungen anpassten. Wird die Zahl der Donauschwaben vor dem Zweiten Weltkrieg auf 1,5 Millionen geschätzt, so leben heute in Kroatien noch rund 3.000, in Serbien 4.000, in Ungarn 132.000 und in Rumänien 25.000 Donauschwaben. Nach jahrzehntelangen Einschränkungen gründeten sie nach dem Fall des Eisernen Vorhangs wieder Vereinigungen, deren wesentliches Ziel die Rückbesinnung auf die eigene Kultur darstellt. Deutsche Sprache und Dialekte, Literatur, Musik und Kunst vermitteln neben den Vereinen die Kindergärten und Schulen der deutschen Minderheiten, aber auch die deutschsprachigen Theater, die es in Rumänien und Ungarn gibt.

Die meisten Donauschwaben leben heute in Deutschland. Sie zählen zu den 14 Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen aus dem östlichen Europa, die 1945 in das kriegszerstörte Deutschland strömten. Die Donauschwaben verschlug es in die amerikanische und sowjetische Besatzungszone. Dort ging es zuerst nur um das Nötigste: Unterkünfte, Nahrungsmittel, ärztliche Versorgung. Das unfreiwillige Zusammenleben von Flüchtlingen und Einheimischen bot viel Konfliktstoff. Um die „Neubürger“ zügig einzugliedern, wurden sie weiträumig verteilt. Die Verbindung zwischen den verstreuten Donauschwaben vermittelten zuerst kirchliche Hilfsorganisationen, später die ab 1947 entstehenden Landsmannschaften. Diese boten Rechtsberatung und traten für einen fairen Lastenausgleich ein. Früh engagierten sie sich für die Bewahrung des kulturellen Erbes. Eigene Zeitschriften und regelmäßige Treffen auf Bundes- und Landesebene vermitteln bis heute ein Stück „Heimat in der Fremde“. Die Tatsache, dass es vier Landsmannschaften gibt und sich nur jene für die Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien Landsmannschaft der Donauschwaben nennt, zeigt, dass der Sammelbegriff „Donauschwab“ bis heute eine Fremdbezeichnung geblieben ist. Die aus Rumänien Stammenden nennen sich nach ihren Herkunftsregionen Sathmarer Schwaben und Banater Schwaben, die aus Ungarn Stammenden bezeichnen sich als Ungarndeutsche. Dennoch hat sich die Bezeichnung auf institutioneller Ebene durchgesetzt. In Tübingen gibt es ein Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, in Sindelfingen ein Haus der Donauschwaben und in Ulm ein Donauschwäbisches Zentralmuseum.

Das Donauschwäbische Zentralmuseum – (k)ein Heimat- oder Migrationsmuseum?

Das DZM wird als Stiftung betrieben, die vom Bund, dem Land Baden-Württemberg, der Stadt Ulm sowie den vier Landsmannschaften getragen wird. Grundlage für die Finanzierung aus öffentlicher Hand bildet § 96 des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes (BVFG), dessen erste Fassung auf das Jahr 1953 zurückgeht. Seither wurde die Konzeption des sogenannten Kulturparagrafen, der Bund und Länder verpflichtet, das Kulturerbe der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem östlichen und südöstlichen Europa zu bewahren, stetig weiterentwickelt

und der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung angepasst.⁷ Stand anfangs die Integration der deutschen „Heimatvertriebenen“ in die junge Bundesrepublik im Vordergrund, setzt die letzte Neukonzeption des BVFG, die 2016 im Bundeskabinett beschlossen wurde, auf eine verstärkte Förderung europäischer Kooperationsprojekte, auf zeitgemäße Vermittlungsprojekte, die vor dem Hintergrund des Verschwindens der Erlebnissgeneration den Erinnerungstransfer ermöglichen sollen, auf die Erschließung neuer Zielgruppen (genannt werden die Spätaussiedler) sowie auf die Digitalisierung von Archiven und Sammlungen. Kulturstaatsministerin Monika Grütters, auf deren Initiative die Neukonzeption zurückgeht, erklärte dazu: „Die Geschichte und Kultur der Deutschen im östlichen Europa sind ein elementarer Aspekt unserer Erinnerungskultur. Sie ist getragen von unseren gewachsenen Bindungen in Europa. Sie zu bewahren, zu erforschen und zu vermitteln, ist und bleibt ein wichtiges Anliegen der Bundesregierung.“⁸ In den Stiftungsauftrag des Donauschwäbischen Zentralmuseums flossen sowohl die Konzeption des § 96 BVFG ein als auch die Richtlinien des Internationalen Museumsrats ICOM, der die Kernaufgaben von Museen im Sammeln, Bewahren, Erforschen, Zeigen und Vermitteln sieht. „Die Stiftung hat die Aufgabe, [...] die kulturelle Tradition und das Kulturgut der Donauschwaben zu bewahren, indem sie Geschichte, Kultur und Landschaft umfassend dokumentiert, Kulturgut sammelt und präsentiert sowie der landes- und volkskundlichen Forschung über die donauschwäbischen Herkunftsgebiete zugänglich macht. Sie soll zugleich das Wissen über die südöstlichen Nachbarn verbreiten und vertiefen, um auf diese Weise einen Beitrag zur Verständigung in Europa zu leisten.“⁹

Das DZM ist ein „Beschlussmuseum“, eine politisch gewollte Institution, die ihre Gründung einer Pressuregroup, den Landsmannschaften, zu verdanken hat.¹⁰ Lange bevor das DZM eröffnet wurde, hatten Donauschwaben damit begonnen, aus der alten Heimat Mitgebrachtes zu sammeln und in Heimatstuben zu präsentieren.¹¹ Seit den 1960er Jahren diskutierten die Landsmannschaften verstärkt über ein Zentralmuseum für die Donauschwaben. 1964 formulierte Anton Tafferner, eine Autorität der donauschwäbischen Geschichtsschreibung, erstmals seine Vorstellungen für ein solches Museum. Die Ausstellungserzählung sollte den „Fluch von Trianon“¹² bannen, in-

⁷ CHRISTIAN GLASS, Migration – eine taugliche Kategorie für die Museen zur Geschichte und Kultur der Deutschen im östlichen Europa?, in: Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis, hg. von HENRIKE HAMPE (Europäische Ethnologie, Bd. 5), Münster 2005, S. 109–117, hier S. 113; Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, auf: <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/kultur-und-wissenschaftsfoerderung-nach-96-bvfg/> (Stand: 10.02.2018).

⁸ <https://www.bundesregierung.de/Content/DE/Pressemitteilungen/BPA/2016/02/2016-02-24-bkm-bundesvertriebenengesetz.html> (Stand: 10.02.2018).

⁹ <http://www.dzm-museum.de/ueber-uns/stiftung/>; Ethische Richtlinien für Museen von ICOM, hg. von ICOM – Internationaler Museumsrat, ICOM Schweiz 2010, auf: http://www.icom-deutschland.de/client/media/570/icom_ethische_richtlinien_d_2010.pdf (Stand: 10.02.2018).

¹⁰ CHRISTIAN GLASS, Zwölf Jahre Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm – ein Wahrnehmungsbericht, in: Visualisierte Minderheiten. Probleme und Möglichkeiten der musealen Präsentation von ethnischen bzw. nationalen Minderheiten, hg. von PETR LOZOVYUK (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 26), Dresden 2012, S. 197–209, hier S. 197 f.

¹¹ Vgl. CORNELIA EISLER, „Ausdruck der Verbundenheit mit dem ganzen deutschen Volke.“ Die Heimatmuseen und -sammlungen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler aus Südosteuropa, in: Museum und Minderheit (Danubiana Carpathica, Bd. 6 [53]), hg. von CHRISTIAN GLASS und HARALD HEPPNER, München 2012, S. 97–125.

¹² ANTON TAFFERNER, Richtlinien für ein Museum der Donauschwaben, in: Südostdeutsche Vierteljahresblätter 3 (1964), S. 169–173, hier S. 172. Der Friedensvertrag von Trianon (1920) besiegelte den Untergang des König-

dem sie der landsmannschaftlichen Zersplitterung ein gesamt-donauschwäbisches Bewusstsein als „neuester Stamm“¹³ des deutschen Volkes entgegensetzt. Dieses Bewusstsein sollte sich vor allem aus der gemeinsamen zivilisatorischen Leistung als „Kolonistenvolk“ speisen. Von den damaligen Vorstellungen blieb rund dreißig Jahre später, als das Donauschwäbische Zentralmuseum geplant wurde, nur der sperrige Museumsname.

Das DZM wurde nach einer Aufbauzeit von nur fünf Jahren am 8. Juli 2000 eröffnet. In dieser Zeit wurde das Reduit der Oberen Donaubastion, in dem sich das Museum befindet, saniert, ein Grundstock an Objekten gesammelt sowie das Konzept der Dauerausstellung in enger Zusammenarbeit mit dem wissenschaftlichen Beirat entwickelt und umgesetzt. Bei der Konzeption der Dauerausstellung galt es eine Reihe von Fragen zu beantworten: An wen richtet sich das Museum? Welche Geschichte(n) will es erzählen? Soll es ein Migrationsmuseum sein? Was wird wie ausgestellt? Gerade bei inhaltlich heiklen Themen wie Flucht und Vertreibung mussten die Beteiligten in langwierigen und teils kontroversen Debatten erst eine gemeinsame Sprache finden.¹⁴ Denn die Vertreter der Landsmannschaften sprachen für die Betroffenen, der wissenschaftliche Beirat hatte die großen Zusammenhänge im Blick und die Museumsexperten das Praktische sowie die Interessen der künftigen Besucher*innen. Letztlich fanden sich auf all diese Fragen klare Antworten und es wurde eine Dauerausstellung mit dem Titel „Räume – Zeiten – Menschen“ realisiert, deren Grundgerüst auch nach fast zwanzig Jahren immer noch trägt. Der Leitbegriff „Räume“ verweist auf den Anspruch, donauschwäbische Geschichte nicht isoliert zu betrachten, sondern im Kontext der historischen und kulturellen Gegebenheiten der südosteuropäischen Siedlungsregionen.¹⁵ Die europäische Perspektive war eine der Prämissen bei der Museumskonzeption, deren gelungene Umsetzung in wissenschaftlichen Kreisen positiv rezipiert wurde.¹⁶ Die donauschwäbische Geschichte, so Christian Glass, sei eine Fundgrube für europäische Fragen: „Die donauschwäbische Geschichte vom 18. bis ins 21. Jahrhundert ist eng verwoben mit der europäischen Geschichte, und darüber hinaus gibt es eine Vielzahl von Bezügen zu aktuellen europäischen Fragestellungen: Sei es die Migration im 18. und 19. Jahrhundert [...] in den ungarischen Teil der Habsburgermonarchie, sei es die Frage der Angleichungsprozesse von Minderheiten- und Mehrheitsgesellschaft, oder der weite Themenbereich von multiethnischer Gesellschaft, oder

reichs Ungarn, unter dessen Dach die Donauschwaben bis dahin gelebt hatten. An seine Stelle traten neue Nationalstaaten: Ungarn, Rumänien und das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (später Königreich Jugoslawien). Während Rumänien sein Territorium durch den Vertrag von Trianon verdoppelte, verlor Ungarn zwei Drittel seines Staatsgebiets. Viele Ungarn waren quasi über Nacht zu einer Minderheit in einem der Nachbarländer geworden. Auch die Donauschwaben waren von den neuen Grenzziehungen betroffen, die ihre historisch gewachsenen Siedlungsgebiete zerschnitten. Das Banat und die Batschka etwa waren nun auf drei Länder verteilt. Wenn Tafferner vom „Fluch von Trianon“ spricht, meint er die Aufteilung der Donauschwaben auf die drei Nationalstaaten Ungarn, Rumänien und Jugoslawien, die seiner Meinung nach die Entwicklung eines gesamt-donauschwäbischen Bewusstseins behindert hat.

¹³ TAFFERNER, Richtlinien (wie Anm. 12), S. 169.

¹⁴ HORST FÖRSTER, Museum und Wissenschaft – eine erfolgreiche Verbindung, in: Museum in Europa. Zum zehnjährigen Bestehen des Donauschwäbischen Zentralmuseums Ulm, Ulm 2010, S. 25–30, hier S. 26.

¹⁵ CHRISTIAN GLASS, Räume – Zeiten – Menschen. Konzeption und Praxisbericht eines neuen „ostdeutschen“ Museums, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 43 (2000), S. 143–157, hier S. 152 f.

¹⁶ KARL SCHLÖGL, Nach der Rechthaberei. Umsiedlung und Vertreibung als europäisches Problem, in: Vertreibung europäisch erinnern? Historische Erfahrungen, Vergangenheitspolitik – Zukunftskonzeptionen, hg. von DIETER BIENGEN, WŁODZIMIERZ BORODZIEJ und STEFAN TROEBST (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, Bd. 18), Wiesbaden 2003, S. 11–38, hier S. 33 f.

[...] die Nationalstaatsbestrebungen des 19. Jahrhunderts [...].¹⁷ Der zweite Leitbegriff „Zeiten“ rekuriert auf verschiedene Phasen der donauschwäbischen Geschichte, die in der Ausstellung chronologisch präsentiert werden: Von der Auswanderung in das historische Ungarn über die großen historischen Zäsuren des 20. Jahrhunderts folgt der Besucher den Spuren der Donauschwaben bis in die Gegenwart. Von zentraler Bedeutung ist der Leitbegriff „Menschen“, denn es sind vor allem die Donauschwaben selbst, die durch Zitate und Bildreproduktionen zu hören und zu sehen sind. Ihre Lebensgeschichten und Lebenswege machen donauschwäbische Geschichte gerade für Besucher ohne Vorkenntnisse anschaulich.

Wichtige Impulse für die grundsätzliche Ausrichtung gingen von Gottfried Korff aus, der dafür plädierte, das DZM strikt als Migrationsmuseum zu denken: „[D]ie Arbeit des Museums [gewänne] einen historisch und geographisch festen Boden unter den Füßen, der es erlauben würde, den Konstruktionen des Ethnischen, der nationalen Ideologien, der politisch motivierten Selbstbilder sozial- und strukturgeschichtlichen Halt und Fassung zu geben. Es ginge um Migrationsprozesse, die über Jahrhunderte hinweg verfolgt werden könnten, und um die von diesen ausgelösten Formen des Miteinanderlebens unterschiedlicher Gruppenkulturen. [...] Ein auf der Grundidee der Migration basierendes Museum würde, auch wenn der Blick primär nach Südosteuropa gerichtet wäre, eine gesamteuropäische Dimension ins Spiel bringen [...].“¹⁸ Das DZM schlug letztlich einen Mittelweg ein, bei dem Migration zwar eine zentrale, aber eben nicht die einzige Leitkategorie für die Darstellung donauschwäbischer Geschichte und Kultur ist, denn, so Museumsleiter Christian Glass: „Eine Reduzierung auf das Migrationsgeschehen würde eine eingeschränkte Sichtweise bedeuten, die der Bedeutung der Donauschwaben für Wirtschaft, Kultur und Politik der Habsburgermonarchie und in ihren Nachfolgestaaten nicht gerecht wird.“¹⁹

Die Dauerausstellung zeigt die Migrationen der Donauschwaben in einem größeren Kontext auf: Eine Kofferinstallation im Foyer, die dem Ausstellungsrundgang vorgeschaltet ist und so von allen Besucher*innen passiert wird, zeigt originale Gepäckstücke, die Donauschwaben bei Migrationen mit sich führten. Zwischen diesen Originalen stehen Stellvertreter, stilisierte Koffer, die beispielsweise an jüdische Flüchtlinge während der NS-Zeit erinnern oder an die Verschleppung und Versklavung von Afrikanern, wodurch donauschwäbische Wanderungsbewegungen eingebettet werden in das „welt- und zeitungspannende Thema Migration.“²⁰ Beim Eintreten in die Dauerausstellung empfängt die Besucher*innen ein raumhohes Satellitenbild Europas. Davor erhebt sich vom Boden eine fast raumbreite Platte, auf der in abstrahierter Form das pannonische Becken mit dem Mittellauf der Donau zu sehen ist. Darauf werden verschiedene Migrationsprozesse projiziert, von der sogenannten Landnahme der Magyaren Ende des 9. Jahrhunderts über die mittelalterliche deutsche Ostsiedlung bis zur Besiedlung der Region durch deutschsprachi-

¹⁷ CHRISTIAN GLASS, Europäische Aspekte in Kultur und Geschichte der Donauschwaben. Minderheiten, multiethnische Gesellschaft und Vertreibung, in: Beiträge des Tages der Landesgeschichte in der Schule vom 22. Oktober 2008 in Ulm, hg. von GERHARD FRITZ und EVA LUISE WITTNEBEN (Landesgeschichte in Forschung und Unterricht, Bd. 5), Stuttgart 2009, S. 93–105, hier S. 97.

¹⁸ GOTTFRIED KORFF, Plädoyer für eine Grundidee. Zur Errichtung eines Donauschwäbischen Zentralmuseums (1996), in: DERS., Museumsdinge deponieren – exponieren, hg. von MARTINA EBERSPÄCHER, GUDRUN MARLENE KÖNIG und BERNHARD TSCHOFEN, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 360–364, hier S. 362.

¹⁹ GLASS, Migration – eine taugliche Kategorie (wie Anm. 6), S. 115.

²⁰ HENRIKE HAMPE, Wie lässt sich Migration ausstellen? Ein Bericht aus dem Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm, in: Zuwandern, Einleben, Erinnern. Beiträge zur historischen Migrationsforschung, hg. von SIEGFRIED BECKER und JOANA M. C. NUNES PIRES TAVARES (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Bd. 43), Marburg 2009, S. 236–245, hier S. 238.

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“



Abb. 4a: Blick in die Abteilung „Die Schwabenzüge – Das Glück in der Fremde suchen“ der DZM-Dauerausstellung „Räume – Zeiten – Menschen“. Quelle: DZM.

ge Ansiedler in der Frühen Neuzeit. Die Auswanderung und Ansiedlung der Donauschwaben seit dem späten 17. Jahrhundert sind zwei zentrale Themen, denen je eine Ausstellungsabteilung gewidmet ist. Hier erfährt der Besucher aber auch, dass in einigen Ortschaften der Ansiedlung von deutschsprachigen Bauern die Umsiedlung beispielsweise serbischsprachiger Dorfbewohner vorausgegangen war. Im Themenraum zur Industrialisierung wird ein weiteres Migrationsgeschehen beleuchtet: die große Auswanderungswelle in die USA. Seit 1880 wanderten vier Millionen Menschen aus Österreich-Ungarn in das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ aus.²¹ Zu den Amerika-Wanderern zählten zwischen 1890 und 1914 auch rund 250.000 Donauschwaben, die oft nur eine Zeitlang in den USA arbeiteten, um sich mit dem dort verdienten Lohn in der Heimat eine bessere Existenz aufzubauen. Ein weiterer Migrationsaspekt, dem ein Haupt- und ein Vertiefungsraum gewidmet sind, sind die verschiedenen Formen von Zwangsmigration, die Donauschwaben seit Ende des Zweiten Weltkriegs erlebten: Flucht, Vertreibung, Deportation zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion sowie die Internierung der Donauschwaben in Jugoslawien. Auch dieser Teil donauschwäbischer Geschichte wird in der Ausstellung nicht isoliert erzählt, sondern ist eingebettet in eine Vorgeschichte von aufkeimendem Nationalismus, neuen Grenzbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg, nationalsozialistischer Besatzung und Gewaltherrschaft sowie ethnischen Säuberungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts wie dem türkisch-griechischen „Bevölkerungstransfer“ von Lausanne 1923, der in den folgenden Jahren zu einem Modell für

²¹ Vgl. <https://libertyellisfoundation.org/immigration-timeline#1880> (Stand: 10.02.2018).

Bevölkerungsverschiebungen von bis dahin ungekanntem Ausmaß wurde. Und schließlich, gegen Ende des Ausstellungsrundgangs, durchschreiten die Besucher*innen einen Raum, in dem 15 Stelen verschiedene Themen der schrittweisen Eingliederung der aus Südosteuropa geflüchteten oder vertriebenen Donauschwaben aufgreifen, etwa den Alltag im Flüchtlingslager oder die allmähliche Anpassung der „Neubürger“ in ihren Kleidungsgewohnheiten. Die Integration von Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen gilt im Rückblick als eine der großen Leistungen der Bundesrepublik. Dass diese Integration für die Betroffenen selbst in der Regel ein schwerer, langwieriger und schmerzlicher Prozess war, versinnbildlicht ein auf den Boden eingezeichnetes Gitterraster, in das sich die Stelen nach und nach einordnen.²²

Beim Rundgang durch die Dauerausstellung lernen die Besucher*innen am Beispiel der Donauschwaben verschiedene Formen von Migration kennen, die ökonomisch, sozial, politisch, religiös oder individuell motiviert sein können. Bei Führungen erleben wir immer wieder, dass so manche fest in den Köpfen verankerte Vorstellung aufgebrochen wird, etwa, wenn das heutige Baden-Württemberg in der Frühen Neuzeit als typisches Auswanderungsland und das damalige Ungarn als typisches Einwanderungsland beschrieben werden. Das DZM wollte nie ein reines Klientelmuseum, ein Museum nur für die Donauschwaben sein, gleichwohl die Donauschwaben (und heute vor allem die Kinder- und Enkelkinder der Erlebnisgeneration) immer eine wichtige Zielgruppe waren. Das Haus versteht sich als Museum über die Donauschwaben, das einem



Abb. 4b: Heimatsinszenierung ausgestellt: Die Abteilung „Vergangenes – Bewahren und erinnern“ in einer der Geschützkasematten. Quelle: DZM.

²² Vgl. HAMPE, Wie lässt sich Migration ausstellen? (wie Anm. 20), S. 242.

breiten Publikum zugewandt ist, dem auch ohne Vorwissen oder biografische Bezüge das Eintauchen in eine vielfältige Lebenswelt an der mittleren Donau ermöglicht werden soll. Das DZM distanziert sich deshalb von einer verklärenden Heimat-(Re-)Inszenierung, was sich etwa in der nüchternen Ausstellungsarchitektur widerspiegelt oder auch darin, dass eine Abteilungsabteilung Trachtenpuppen, Dorfmodelle, Laienmalerei und Heimatstubenpräsentationen als Formen donauschwäbischer Erinnerungskultur (hinter-)fragend musealisiert.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass „Heimat“ und „Migration“ Schlüsselthemen des DZM sind, nicht nur innerhalb der Dauerausstellung, sondern auch in den Wechselausstellungen und im Veranstaltungs- und Vermittlungsprogramm. Der Zugang zu diesen Themenkomplexen ist dabei möglichst vielschichtig, indem die Prozesshaftigkeit von Kultur und der Konstruktcharakter von (nachträglich idealisierter) Heimat sichtbar gemacht werden. Das Museum erzählt deshalb nicht nur vermeintliche oder tatsächliche Erfolgsgeschichten vom multi-ethnischen Zusammenleben in Südosteuropa oder der gelungenen Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in die Bundesrepublik, sondern zeigt auch die Konflikt- und Problemfelder in diesem Zusammenhang auf.²³

„Mutter hat ihr Leben nochmal nacherlebt“ – Besucherwahrnehmungen

Der Zuspruch der Besucher*innen war von Anfang an überwiegend positiv. Doch gerade in den beiden ersten Jahren waren manche donauschwäbische Besucher*innen enttäuscht. Sie hatten den Aufbau des Museums in der Presse verfolgt, hatten von Sammelaufrufen gelesen und vielleicht sogar selbst für sie bedeutsame Erinnerungsstücke abgegeben und vermissen diese bei ihrem Ausstellungsbesuch. So lautet ein Besucherbucheintrag aus dem Jahr 2000: „Ich habe mir das ganz anderst vorgestellt, wie es überhaupt eingerichtet ist. Schade, daß nur so wenig ausgestellt ist von den vielen gesammelten Sachen. Wir Donauschwaben haben viel mehr zu zeigen.“ Und eine andere Besucherin bemängelte: „Ich bin mit großen Erwartungen hierhergekommen, nachdem ich vorher im Heimatmuseum der ‚Parabutscher‘ [...] war. Es ist nicht ‚lebendig‘ genug. Originalkleidung, die ja sehr schön, ja an Feiertagen sogar prächtig war, vermisste ich [...] und ein ‚Paradebett‘, das ging bei einigermaßen betuchten Leuten bis an die Decke. [...] Trotzdem finde ich es schön, daß es dieses Museum jetzt gibt. – Es kann ja noch erweitert werden und sich entwickeln.“ Viele Besucher*innen in der Anfangszeit waren in ihren Erwartungen an das DZM von einer großen Heimatstube ausgegangen. Seit den 1960er Jahren waren viele solcher Heimatstuben entstanden, die in der Regel Gegenstände aus einem Ort zeigten und den Menschen von dort einen Ort der Rückbesinnung sowie des Austausches über die alte Heimat boten. In diesen Heimatstuben wurde möglichst alles ausgestellt, das aus der alten Heimat gerettet werden konnte, und die gezeigten Gegenstände bedurften keiner Kontextualisierung – schließlich wussten ja alle, wie es daheim war. Im DZM waren die donauschwäbischen Besucher*innen nun mit einer kühlen, distanzierten Ausstellungsarchitektur und Exponatpräsentation konfrontiert. Beispielfür den Bruch mit tradierten Sehweisen steht ein aufgebockter Leiterwagen am Ende des Ausstellungsrundgangs, mit dem eine Familie aus der Batschka (Serbien) geflüchtet war. Die Räder sind nicht erhalten, sie wurden in den 1960er Jahren abmontiert und als Balkonschmuck

²³ Vgl. JOACHIM BAUR, Migration – Kultur – Integration. Und die Rolle des Museums? Vorläufige Vermessungen eines unwägbaren Terrains, in: *Museumskunde* 75 (2010), S. 12–19, hier S. 18.

verwendet. Ein Heimatstubenbetreuer hätte die Räder ergänzt, damit der Fluchtwagen wieder „wie früher“ aussieht. Dazu Christian Glass: „[A]uch das Fehlen der Räder gehört zur Überlieferungsgeschichte des Exponates, die im Museum gezeigt wird: Aus einem Leiterwagen wird ein Fluchtwagen, aus dessen Rädern Blumenhalter; der Wagen wird 55 Jahre später zum Museumsobjekt und Erinnerungsstück.“²⁴

Die starke Orientierung auf die eigene Herkunftsregion und den eigenen Herkunftsort war anfangs sehr ausgeprägt und ist es im Wesentlichen bis heute. So stellen wir bei Veranstaltungen und Ausstellungseröffnung immer wieder fest, dass Ungarndeutsche zu „ihren“ Themen kommen, Banater Schwaben zu rumänischen Schwerpunkten usw. 2000 schrieb ein Besucher: „Bin sehr enttäuscht über das Museum. Fotos von den schönen Gemeinden aus dem Banat fehlen. [...] Wo ist Hatzfeld ‚Die Perle der deutschen Ansiedlung im Banat‘?“

Viele Besucher*innen – auch donauschwäbische – loben hingegen die nüchterne Gestaltung und objektive Darstellungsweise. „Es hat mir gut gefallen, besonders ansprechend fand ich die sachliche und sehr informative Darstellung ohne ‚Heimattümelei‘.“ Und auch wenn sich die Ausstellung vom Charakter einer Heimatstube abgrenzt, empfinden viele donauschwäbische Besucher*innen den Museumsbesuch als „Zeitreise“ und stellen fest, dass ihnen vieles „merkwürdig vertraut“ ist und an früher, an die eigenen Erlebnisse oder die Erzählungen der Eltern und Großeltern erinnert: „Wir haben heute sehr viel Zeit im Museum verbracht. Unsere Mutter hat ihr Leben nochmal nacherlebt.“ Für viele Donauschwaben, gerade wenn sie nahe Ulm wohnen, ist das DZM ein Stück Ersatzheimat geworden. Für einige unserer Stammesbesucher*innen gehört es zum Pflichtprogramm, mit Gästen von auswärts nicht nur das Ulmer Münster zu besichtigen, sondern auch das DZM, um den Gästen zu zeigen, wie es daheim war. „Damit man die alte Heimat nicht ganz vergißt, sollte sich jeder Banater das Museum mit seinen Exponaten anschauen.“ Oftmals ist der Museumsbesuch ein Gemeinschaftserlebnis, das mit Bekannten aus der alten Heimat oder der ganzen Familie unternommen wird. „Uns aus der Erlebnisgeneration sind heute bei der Besichtigung der Ausstellung viele Erinnerungen zurückgekommen. Wir haben hier einige besinnliche Stunden miteinander verbracht.“

Einige Besucher*innen ziehen nach dem Besuch des DZM Parallelen zur Gegenwart und gewinnen für sich nützliche Erkenntnisse für die Herausforderungen und Chancen der heutigen Zuwanderungsgesellschaft. So lauten Einträge aus dem Besucherbuch 2017/2018: „Gerade in der heutigen Zeit eine wichtige Ausstellung.“ „Informativ, dabei umfangreich in der Themenauswahl. Migration und Integration vergangener Zeiten – heute längst wieder aktuell!“ „Eine wichtige Ausstellung über die Vergangenheit mit vielen Parallelen zur Gegenwart. Lasst uns daraus lernen.“ „Ein erkenntnisreicher Museumsbesuch hier in Ulm! Migration, freiwillig oder gezwungen, ein Dauerthema der Menschheit.“

Gleichzeitig gibt es aber auch Besucher*innen, besonders aus der Erlebnisgeneration, die sich selbst nie als Migrant*innen bezeichnen würden. Lange wehrten sich landsmannschaftliche Repräsentanten vehement gegen die Anwendung der Begriffe „Migranten“ und „Migration“, da bestimmte Gruppen, so Max Matter, „ihre Geschichte, ihr Schicksal als etwas Einmaliges verstanden wissen [wollen] und [sich] dagegen wehren, dass Außenstehende dieses nur ihnen so Widerfah-

²⁴ Räume – Zeiten – Menschen. Führer durch das Donauschwäbische Zentralmuseum, hg. von CHRISTIAN GLASS, Ulm 2000, S. 7.

rene in einen größeren Zusammenhang – den von allgemeiner Migration – stellen wollen.“²⁵ Die Akzeptanz unter unseren donauschwäbischen Besucher*innen, das selbst Erlebte als Teil europäischer Migrationsgeschichte zu sehen, ist in den beinahe zwanzig Jahren seit Bestehen des DZM deutlich gestiegen. Heute sind es andere Gruppen, die sich gegen eine vergleichende Perspektive auf (Zwangs-)Migration aussprechen und dies mit ganz anderer Motivation als die Zeitzeugen, die Flucht und Vertreibung erlebten und ein Leben lang mit den physischen und psychischen Folgen zu kämpfen hatten. Eine neue Qualität und Reichweite hat diese Diskussion durch die sozialen Medien erreicht, die das DZM bespielt. Hier sind es in aller Regel nicht Zeitzeugen, die sich zu Wort melden, sondern Einzelne, die glauben, für „die Vertriebenen“ sprechen zu müssen. Stellvertretend seien hier zwei Diskussionen bzw. Kommentare wiedergegeben, die sich nach Posts des DZM bzw. über das DZM im Januar 2018 auf Facebook entsponnen. Am 18. Januar 2018 teilte das DZM einen Video-Clip von Deutschland3000 (produziert von „funk“ im Auftrag von ARD und ZDF) mit dem Titel „Flucht 1945 und heute. Zwei Generationen, ein Schicksal.“ In dem Clip sprechen junge Flüchtlinge aus Syrien mit deutschen Vertriebenen aus Westpreußen und dem Sudetenland. In den Dialogen geht es um geteilte menschliche Erfahrungen, die ein erzwungenes Verlassen der Heimat und der Neuanfang in einem fremden Land mit sich bringen. Während ein Facebook-Nutzer in den Dialogen zwischen Alt und Jung die Geschichten seines Vaters wiedererkennt, der 1944 aus Sekitsch/Lovćenac (Batschka, Serbien) flüchten musste, und für seinen Kommentar kein „Like“ erhält, ereifern sich drei weitere Nutzer und erhalten dafür Zuspruch in Form von „Likes“: „Economic migrants are not refugees“, „Refugee and invader is NOT the same“, „Das sind zwei Paar verschiedene Schuhe!“ Auf der Facebook-Seite der CDU-Fraktion Ulm wurde wenige Tage später der DZM-Besuch des Landtagsabgeordneten Raimund Haser und des CDU Stadtverbands Ulm angekündigt. Darin heißt es unter anderem: „Die Geschichte der Donauschwaben ist ein beeindruckendes Beispiel für europäische Migration und damit von bleibender Aktualität.“ Die AfD Ulm/Alb-Donaukreis kommentierte den Post wie folgt: „Die Geschichte der Donauschwaben ist kein Beispiel für eine ‚europäische Migration‘, denn die Donauschwaben waren Deutsche, die auch auf dem Balkan bis zur Vertreibung 1945 Deutsche blieben. Mit ‚europäischer Migration‘ und ‚bleibender Aktualität‘ hat das gar nichts zu tun. Was soll diese Geschichtsklitterung? Soll das die Gesetzesbrüche von Merkel bei der Öffnung der Grenzen relativieren?“ Das DZM schaltete sich an dieser Stelle ein und lud die AfD dazu ein, sich bei einem Besuch des Museums davon zu überzeugen, dass die Geschichte der Donauschwaben sehr wohl mit europäischer Migration zu tun hat. Ein AfD-Mitglied argumentierte daraufhin, er kenne das Museum und habe es „sogar schon weiterempfohlen“, doch er vermisse die Trennschärfe zwischen „Migration“ und „Vertreibung“. Das beherzte Eingreifen von Raimund Haser beendete schließlich die leicht durchschaubare politische Vereinnahmung der Donauschwaben via Facebook: „Dass sich Leute wie Sie 70 Jahre nach der Flucht meiner Familie erdreisten, den Menschen hier die Leviten lesen zu müssen, ist erschütternd. Ihnen geht es nicht um Differenzierung, Ihnen geht es um Aufmerksamkeit. Niemand, nicht wir und nicht das DZM, werfen Dinge in einen Topf. Aber Flucht ist nun einmal eine Form der Migration, so wie Vertreibung auch eine ist. [...] Als Funktionär im BDV brauchen Sie mich über den Unterschied zwischen heutigen

²⁵ MAX MATTER, Migration als volkskundliches Forschungsthema, in: Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis, hg. von HENRIKE HAMPE (Europäische Ethnologie, Bd. 5), Münster 2005, S. 17–30, hier S. 18.

Flüchtlingen und den Vertriebenen nach 1945 nicht zu belehren. Aber ich spiele Schicksale nicht gegeneinander aus. Und erst recht missbrauche ich sie nicht für politische Zwecke.“

Die Diskussionen auf Facebook und die Einträge im Besucherbuch zeigen, dass auch siebzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Themen Migration und Heimat hitzig diskutiert werden – gerade vor dem Hintergrund der aktuellen Fluchtbewegungen. Streitpunkt beispielsweise bei Zeitzeugenveranstaltungen im Museum ist dabei immer wieder, ob die Ereignisse von 1945 mit denen von 2015 überhaupt vergleichbar sind. Das Museum vertritt hier den Standpunkt: ja und nein! Denn die Opfer von Zwangsmigration, aber auch Menschen, die „freiwillig“ migrieren, etwa aus ökonomischen Gründen, machen durchaus vergleichbare Erfahrungen: Entwurzelung, Heimatverlust und Heimweh, Fremdheit, Ausgrenzung und irgendwann, wenn die größte Not überwunden ist, ein Leben im Dazwischen – zwischen alter und neuer Heimat. Und gleichzeitig sind die Umstände damals andere als heute. Die Donauschwaben kamen in ein vom Krieg zerstörtes Land, Flüchtlinge und Vertriebene heute kommen aus den ärmsten Regionen der Welt und aus Krisen- und Kriegsgebieten in eine Wohlstandsgesellschaft. Sprachen viele Donauschwaben Dialekte, die für die Einheimischen schwer oder gar nicht verständlich waren, wagten sie es oft nicht, Briefe zu schreiben, da sie in der Schule beispielsweise nur die ungarische Orthografie erlernt hatten, so war Deutsch doch ihre Muttersprache und sie konnten ihre Sprachgewohnheiten mit der Zeit anpassen. Doch gerade wenn aktuelle Zuwanderungsdebatten auf die Kategorien „Fremd und Eigen“ oder „christlich-abendländische Prägung und unaufgeklärter Islam“ eingengt werden, kann ein Blick in die Geschichte guttun. Wenngleich Alt- und Neubürger damals dem Christentum angehörten, stellten die konfessionellen Grenzen zwischen ihnen in weiten Teilen der Bevölkerung eine schier unüberwindbare Barriere dar. Der Zuzug von Flüchtlingen und Vertriebenen aus dem östlichen Europa stellte das konfessionelle Gefüge vielerorts auf den Kopf und veränderte das Land nachhaltig.²⁶

Dieser – zugegeben – sehr zugespitzte und nur an der Oberfläche schürfende Vergleich zeigt, dass das Sammeln, Dokumentieren und Vermitteln historischer Erfahrungswerte, wie es das DZM für den donauschwäbischen Bereich tut, zu einem differenzierteren Umgang mit den Herausforderungen und Chancen von Zuwanderung beitragen kann. Stärker als bisher sollte das DZM sein Blickfeld künftig weiten und neben die donauschwäbischen Perspektiven die der west- und ostdeutschen Aufnahmegesellschaft nach 1945 treten lassen sowie die von Ungarn, Kroaten, Serben und Rumänen, mit denen die Donauschwaben beinahe drei Jahrhunderte zusammenlebten. Und nicht zuletzt fordern die Gräben, die sich unter dem Eindruck der „Flüchtlingskrise“ in Europa aufbauten, das Museum dazu heraus, die komplexen gesellschaftlichen und historischen Verhältnisse Südosteuropas aus vielen Blickwinkeln zu beleuchten, denn bis heute ist Südosteuropa weitgehend Terra incognita oder aber das „andere Europa“ – „der Balkan“ eben.

Das DZM im Jahr 2021 und darüber hinaus – was, wie und für wen?

War die Einbindung der Geschichte der Donauschwaben in europäische Kontexte beim Aufbau des Museums eine neue, ungewohnte Perspektive, so ist sie heute allgemein akzeptiert. Aktuell steht das DZM vor neuen Herausforderungen: Wie kann donauschwäbische Geschichte lebendig

²⁶ Vgl. ANDREAS KOSSERT, *Kalte Heimat. Die Geschichte der Deutschen Vertriebenen nach 1945*, München 2008, S. 229 f.

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

an die Nachfolgenerationen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Spätaussiedler*innen vermittelt werden? Wie muss das Museum künftig aufgestellt sein, um stärker als bisher die internationale Stadtgesellschaft Ulms sowie Besucher*innen verschiedener Altersgruppen ohne biografische Bezüge zum Donauraum und den Donauschwaben anzusprechen? Das DZM begegnet diesen Herausforderungen mit einer Modernisierung und teilweisen Neukonzeption der Dauerausstellung, die bis 2021 umgesetzt, aber weit über das Jahr 2021 tragen soll.²⁷ Der chronologisch aufgebaute Ausstellungsrundgang „Räume – Zeiten – Menschen“, der sich aus dreizehn aufeinanderfolgenden Themenräumen zusammensetzt, hat sich bewährt und bleibt weitgehend erhalten. Anstelle der bisherigen Ergänzungsräume in den Geschützkasematten wird jedoch ein neuer Parallelrundgang entstehen, der die Donau als Leitthema aufgreift. Dieser Donaurundgang behandelt Aspekte rund um den europäischen Strom und erweitert das inhaltliche Spektrum mit dem Ziel, künftigen Besucher*innen ein tieferes Verständnis für den Donauraum in seiner Vielfalt zu vermitteln. Das Leitmotiv des Donaurundgangs lautet „Vielfalt entdecken, erleben, verstehen“ und wird sich durch eine hellere und spielerische Gestaltungs- und Vermittlungssprache vom Rundgang „Räume – Zeiten – Menschen“ abheben.

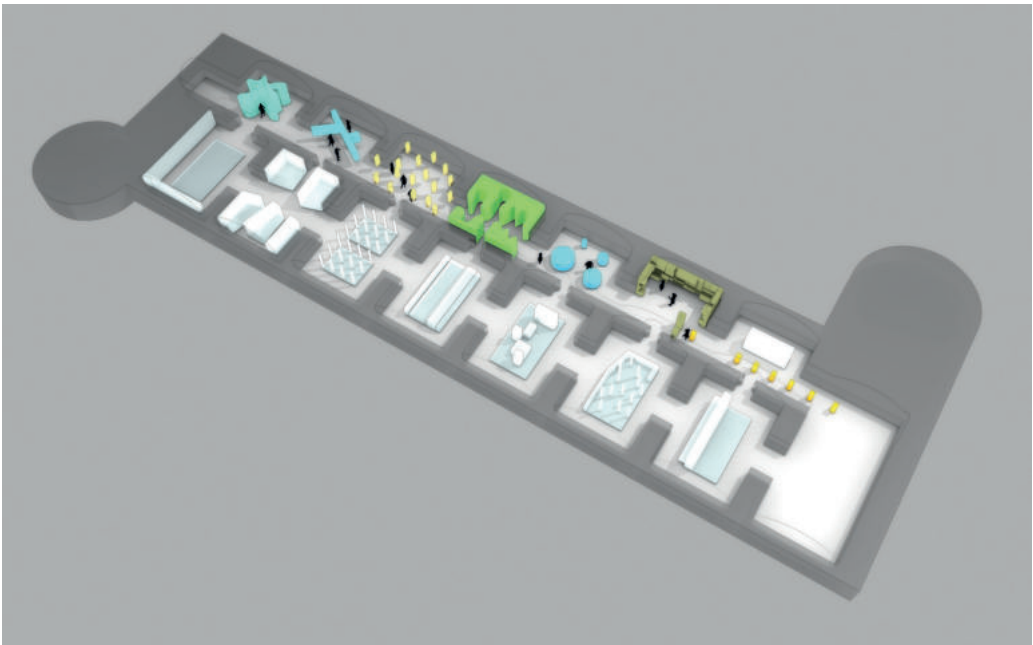


Abb. 5: Erste Visualisierung des parallel zum Rundgang „Räume – Zeiten – Menschen“ verlaufenden, für 2021 geplanten Donaurundgangs. Quelle: DZM.

²⁷ Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf das nicht veröffentlichte Erstkonzept „DZM 2021. Modernisierung und Aktualisierung der Dauerausstellung im Donauschwäbischen Zentralmuseum“, entwickelt von Christian Glass (Museumsleiter), Cornelia Thiele (Projektkoordinatorin), Henrike Hampe und Leni Perenčević (wissenschaftliche Mitarbeiterinnen) sowie Jeannine Engelhardt (Museologin), Ulm 2018.

Das derzeitige Grobkonzept sieht zwei große Themenstränge vor: Der eine steht unter dem Motto „Die Donau – ein europäischer Strom“ und nimmt, nach einer atmosphärischen Einstimmung etwa durch Bild- und Soundcollagen, ausgewählte politische und wirtschaftliche Aspekte in den Blick sowie die Flusslandschaft als herausragenden Naturraum in Europa. Der zweite, schwerer greif- und umsetzbare Strang trägt den Arbeitstitel „Kulturelle Vielfalt des Donaurooms“. Hier sollen Kleidungsverhalten, Sprachen und Konfessionen im Mittelpunkt stehen. Im Donaurundgang steht eine erlebnisorientierte Vermittlung im Vordergrund, bei der nicht das wissende Museum ein unwissendes Publikum belehrt, sondern Museum und Besucher*innen auf Augenhöhe interagieren. Die Zugänge zu den genannten Themen sind multiperspektivisch, interaktiv und partizipativ, was über drei Vermittlungsformate gelingen soll, die sich als wiederkehrende Elemente durch den Donaurundgang ziehen. Erstens werden an vielen Stellen Filmausschnitte aus Zeitzeugeninterviews gezeigt. Zu unterschiedlichen Themen, etwa „Was bedeutet mir die Donau?“ oder „Alltag im Sozialismus“, kommen dabei verschiedene Zeitzeug*innen zu Wort, deren Aussagen sich ergänzen, bestärken oder auch widersprechen können. Zweitens ziehen sich als illustriertes Element rund zwanzig Donaukilometer durch den Donaurundgang. Ein Donaukilometer besteht aus der Angabe des jeweiligen Kilometerstands an der Donau, einer thematisch passenden Illustration sowie einem Text. Bedeutende Orte, herausragende Einrichtungen und besondere Ereignisse entlang der Donau, ob historisch oder aktuell, werden so hervorgehoben und näher beleuchtet. Und drittens werden zu jedem Thema innerhalb des Donaurundgangs vertiefende Erlebnisinseln entwickelt, die direkte Anknüpfungspunkte zur Lebenswelt der Besucher*innen bieten und zum Mitmachen, Reflektieren und Nachdenken anregen.

„Die Donau – politisch“ lautet eines der Themen im Ausstellungsbereich „Die Donau – ein europäischer Strom“. Territorialpolitische Veränderungen entlang der mittleren Donau werden ab der Frühen Neuzeit im Spannungsverhältnis zwischen starren Grenzen und fließenden Räumen vermittelt. Die Besucher*innen erfahren, wie durch die Jahrhunderte Grenzen gezogen, verschoben und geschliffen werden. Wie durch Kriege, Verträge und Abkommen Räume geschlossen oder neu eröffnet werden, wobei die Donau selbst oftmals Streitpunkt und Verhandlungsmasse ist, zur Grenze zwischen Feinden oder Verbindung zwischen Freunden wird. Der zweite große Erzählstrang der Ausstellung widmet sich kulturellen Aspekten entlang der Donau. In einer Abteilung begeben sich die Besucher*innen anhand verschiedener Kleidungsstücke auf Spurensuche nach den Bedeutungen der Kleidung im Donauroom. Dabei sollen sie angeregt werden, das Kleidungsverhalten verschiedener Gruppen zu hinterfragen: Was sagt beispielsweise das Sonntagsgewand einer Donauschwäbin über die Trägerin aus? Die Besucher*innen lernen Sprache und Zeichen des Sich-Kleidens kennen, die sozialen Status, Verhaltensnormen und Werte ausdrücken sowie Eigen- und Fremdzuschreibungen, in denen über Kleidungsverhalten (vermeintlich) Typisches zum Inklusions- respektive Exklusionsfaktor wird. „Wie wir wann mit wem sprechen“ könnte die Überschrift einer weiteren Ausstellungsabteilung lauten: Durch seine wechselvolle Geschichte bietet der Donauroom Heimat für rund vierzig Sprachen und Literaturen. Sprache wird hier als wichtiges Identitätsmerkmal vor allem unter dem Aspekt ihrer Funktionsweisen betrachtet. Im Alltag ist Sprache eine Selbstverständlichkeit, im Gespräch passen wir sie scheinbar mühelos und automatisch an. Die Komplexität der dahinter ablaufenden Mechanismen ist uns dabei kaum bewusst. Anders sieht es aus, wenn wir in eine Situation geworfen sind, in der unser gewohntes Sprechen nicht funktioniert. Anhand ausgewählter Aspekte wird das Thema Sprache im Donauroom aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet: Wer spricht wo wie mit wem und in wie vielen Sprachen? Wie funktioniert Sprache in Gegenwart und Vergangenheit entlang der

mittleren Donau? War und ist Mehrsprachigkeit eine Selbstverständlichkeit? Was passiert, wenn sich das Umfeld einer Sprachgemeinschaft plötzlich ändert? Und schließlich wirft der Donaurundgang einen Blick auf Konfessionen im Donauraum. Das Aufeinandertreffen verschiedenster Einflüsse – von der Habsburger Monarchie mit ihrer katholisch-abendländischen Ausprägung über die byzantinische Orthodoxie bis hin zum Osmanischen Reich – ließ entlang der Donau eine einzigartige Kulturlandschaft entstehen. Die Besucher*innen erhalten vertiefende Einblicke in religiöses Leben und dessen Ausprägungen. Entlang der wechselvollen Geschichte der Glaubensgemeinschaften im Donauraum werden Fragen des friedlichen Zusammenlebens ebenso in den Blick genommen wie Prozesse der Abgrenzung, Ausgrenzung und Vertreibung. Auf die Frage, wie sich kulturelle Vielfalt ausstellen lässt, ohne Stereotypisierungen und Ethnisierungen fortzuschreiben, gab der wissenschaftliche Beirat den Impuls, die Themen Kleidung, Sprache und Konfessionen unter dem Denkgerüst von Kulturaustausch und Netzwerkbildung aufzubereiten. Ausgehend von Analysen aktueller Migrationsmuseen und den Museumsdingen selbst, hat die Museumsforschung hierzu einige anschlussfähige Strategien aufgezeigt. So regt das internationale Forschungsprojekt „EuroVision – Museums Exhibiting Europe (EMEE)“ an, beim Sammeln, Zeigen und Vermitteln von Museumsobjekten eindimensionale Deutungszusammenhänge aufzubrechen und durch einen multi-perspektivischen Blick ihre vielschichtigen Deutungsebenen wahrnehmbar zu machen.²⁸ Eine zentrale Forderung lautet, den nationalen Rahmen, in dem Migration im Museum meist repräsentiert wird, zu verlassen und stattdessen Raum für Gegen-erzählungen zu eröffnen, in denen Kulturen nicht als geschlossene Einheiten verstanden, sondern in ihrer transnationalen, globalen und nomadischen Dimension erfasst werden.²⁹

Das Exponat der eingangs genannten Lederstiefel zeigt exemplarisch die zahlreichen Perspektiven, die einem Museumsobjekt eingeschrieben sein können. Das auf den ersten Blick unspektakuläre Stiefelpaar gibt bei genauerem Hinsehen erstaunliche Geschichten preis. Zunächst ist es ein Beispiel für die Praxis des interethnischen Kindertauschs, die in Ungarn seit dem 16. Jahrhundert belegt ist. Miteinander bekannte Familien verschiedener Ethnien nahmen wechselseitig ihre Kinder auf, bisweilen über mehrere Generationen hinweg. Besonders häufig fand das zwischen Ungarn und Deutschen statt, die sich davon beiderseits Vorteile für ihre Kinder versprachen. So schickte die donauschwäbische Bauernfamilie Danninger aus Kumbai/Kunbaja



Abb. 6a: Hochzeitsstiefel des Tauschkindes Hieronymus Danninger, hergestellt von seinem ungarischen Tauschvater György Vörös in Tataháza (Ungarn), 1929. Quelle: DZM.

²⁸ Vgl. Making Europe Visible. Re-Interpretationen von Museumsobjekten und -themen. Ein Handbuch, hg. von ANNA-LENA FUHRMANN u. a. (EMEE Toolkit Reihe, Bd. 1), Wien 2016, S. 13.

²⁹ Vgl. JOACHIM BAUR, Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation, Bielefeld 2009, S. 16.

1921 ihren damals elfjährigen Sohn Hieronymus zur ungarischen Schuhmacherfamilie Vörös im zehn Kilometer entfernten Tataháza. Die Tauschväter hatten sich während des Militärdienstes kennengelernt und blieben ein Leben lang Freunde. So ist die Vorgeschichte der Lederstiefel auch ein Beleg für die Sozialisation und interethnische Netzwerkbildung in der Habsburgermonarchie. Später wurde Tauschvater Vörös Hieronymus Danningers Firmpate. Und als Hieronymus heiratete, schenkte er ihm selbstgefertigte Lederstiefel, die als äußeres Zeichen eines neuen Lebensabschnitts dienten: den Eintritt in die Welt der Erwachsenen. Selbst die bei den Donauschwaben gebräuchliche Bezeichnung solcher Lederstiefel verweist auf ein komplexes Feld des Kulturaustauschs. Die Donauschwaben nannten sie „Tschismen“, ein Wort, das sie von ihren ungarischen Nachbarn übernommen hatten. Das ungarische Wort „csizma“ (serbisch/kroatisch čizma, rumänisch cizmă) wiederum ist einer von vielen Turzismen in den Sprachen Südosteuropas, ein Erbe der fünfthundertjährigen Präsenz des Osmanischen Reichs. Und wie kamen die Tschismen nun ins Museum? Familie Danninger musste



Abb. 6b: Hieronymus Danninger heiratet in den Stiefeln seines Tauschvaters, Kumbai/Kunbaja (Ungarn), 1929. Quelle: DZM.

1944 aus Ungarn flüchten und gelangte nach Baden-Württemberg. Als Hieronymus Danningers Tochter Ende der 1990er Jahre vom Aufbau des DZM erfuhr, stiftete sie neben zahlreichen anderen Gegenständen aus dem Fluchtgepäck auch die eingangs erwähnten Hochzeitsstiefel.

Von Lehmziegeln und mit Heimat gefüllten Koffern – die Entstehung der DZM-Sammlung im Zeitraffer

Der Sammlungsbestand des DZM umfasst heute rund 50.000 Exponate. Den Schwerpunkt bilden Zeugnisse der ländlichen Alltagskultur wie Nutztexilien, Arbeitsgerät oder Fest- und Alltagsbekleidung. Die Sammlungsgenese weist einige Besonderheiten auf. Denn anders als die meisten Museen konnte das DZM nicht auf einem historisch gewachsenen Sammlungsbestand aufbauen. Eine Objektgrundlage musste innerhalb weniger Jahre erst geschaffen werden. Das Land Baden-Württemberg, die Bundesrepublik und die vier Landsmannschaften steuerten erste Dinge bei. Durch Aufrufe in der landsmannschaftlichen Presse wurde der Bestand erweitert. In den 1990er Jahren unternahm Museumsmitarbeiter mehrere Sammelreisen nach Rumänien und Ungarn und befragten dort Pfarrer, Lehrer, Dorfbewohner und Museumskollegen, durchstöberten Dachböden, Flohmärkte und Antiquariate. In den folgenden Jahren wurde ein auf den Aufbau der

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

Dauerausstellung ausgerichtetes Sammlungskonzept entwickelt, das darauf abzielte, Kultur und Lebensweise der Donauschwaben zu dokumentieren und dabei regionaltypische, aber auch berufs- und schichtspezifische Besonderheiten abzudecken. Gesucht wurden vor allem Objekte, die sich als Zeugnisse „kultureller Distanz“ ausstellen lassen: „Das heißt nicht, dass versucht wurde, die donauschwäbische Sachkultur auf exotische Dinge zu beschränken; aber die Mitarbeiter suchten vor allem nach solchen Exponaten, in denen sich donauschwäbische Besonderheiten widerspiegelten und die als geeignet erschienen, die Lebensumstände der deutschen Minderheit in [Südosteuropa] zu dokumentieren.“³⁰ Eine weitere Besonderheit ist es, dass das DZM mehrere vor Museumsstandort entfernte Sammelgebiete berücksichtigt. Das sind erstens die donauschwäbischen Siedlungsregionen im heutigen Ungarn, Kroatien, Serbien und Rumänien, zweitens Deutschland und Österreich, wo heute die Mehrheit der Donauschwaben lebt, und drittens finden auch Dinge aus den USA, Kanada und Brasilien über dort lebende Donauschwaben ihren Weg in die Sammlung. Das Kernmerkmal der DZM-Sammlung ist jedoch, dass das Gros der Objekte aus privater Hand stammt. Eilig im Fluchtgepäck verstaut, bei Heimatbesuchen über die Grenze geschmuggelt oder im Handgepäck der Spätaussiedlung gelangten sie nach Deutschland. Die oftmals auf abenteuerliche Weise geretteten Stücke werden von Donauschwaben und Donauschwäbinnen der Erlebnisgeneration – heute überwiegend von ihren Nachkommen – dem Museum als Schenkung angeboten. „Alles, was wir mitbrachten, war wichtig. Es war ja die Heimat“, antwortete Katharina Neumayer auf die Frage, welche Dinge aus dem Fluchtgepäck in der Anfangszeit in Deutschland besonders wichtig gewesen seien. Als Vierzehnjährige war sie 1947 mit ihrer Familie aus Ungarn vertrieben worden. Ihre kurze und gleichsam vielschichtige Antwort steht stellvertretend für den starken emotionalen Bezug unserer Stifter*innen zu den Dingen aus ihrem (Flucht-)Gepäck. „Viele Heimatvertriebene werden ein Leben lang von ihrem Fluchtgepäck begleitet – und das kann heißen belastet. Häufig kommt dann die Übergabe an ein Museum fast einer Erlösung gleich: Man möchte mit der Geschichte abschließen, die Sachzeugen dieser Geschichte aber dennoch an einem ‚sicheren‘ Ort verwahrt sehen.“³¹ Henrike Hampe erläuterte die Grenzen und Möglichkeiten, die sich aus Museumsperspektive daraus ergeben. Die Masse an privaten Schenkungen sei insofern auf den ersten Blick ein Nachteil, als die Möglichkeiten aktiver Sammeltätigkeit eingeschränkt würden. Bei genauerem Hinsehen entpuppe sich diese Besonderheit aber „als Chance, das Thema einer (Zwangs-)Migrantenkultur sammelnd und dokumentierend zu erschließen. Es galt, Strategien zu entwickeln im Umgang mit denkbar unscheinbaren, jedoch emotional enorm aufgeladenen Dingen und mit Menschen, vor deren innerem Auge sich beim Anblick eines simplen Alltagsgegenstandes lebhaft Szenen abspielen.“³² Das DZM archiviert deshalb nicht nur die Text- und Bildbeigaben, die mit den Objekten abgegeben werden, sondern sucht immer auch den persönlichen Kontakt zu den Stifter*innen. Der enge Austausch mit ihnen erfordert von den Museumsmitarbeiter*innen nicht nur Fingerspitzengefühl, sondern nimmt auch viel Zeit in Anspruch: „Bei der Übergabe wird Stück für Stück erfragt, was der Vorbesitzer damit verbindet, und damit auch indirekt ermittelt, warum er die jeweiligen Dinge für museumswürdig hält. Dies erfordert eine möglichst offene und entspannte Gesprächs-

³⁰ CHRISTIAN GLASS, Räume – Zeiten – Menschen (wie Anm. 15), S. 148.

³¹ ELISABETH FENDL, Das Gepäck der Heimatvertriebenen, in: Heimat im Koffer. Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland, hg. von HENRIKE HAMPE, Ulm 2008, S. 17–23, hier S. 21.

³² HENRIKE HAMPE, Zettel, Imitate, Lebensgeschichten – Fluchtgepäck als museales Sammlungsgut, in: Heimat im Koffer (wie Anm. 31), S. 25–30, hier S. 25.

situation, die die Zeitzeugen dazu ermutigt, auch ganz persönliche, selten erzählte Erinnerung vorzubringen.³³ Auf diese Weise sind hunderte von Gesprächsprotokollen entstanden, die bei der Vorbereitung von Ausstellungen und Vermittlungsangeboten eine zentrale Rolle spielen.

Ein über Jahre gewachsener Sammlungsbestand soll im Folgenden näher beleuchtet werden. Aus ihm stammen die in der Einleitung erwähnten Lehmziegel. Es handelt sich um das Konvolut von Eva Linzner (geborene Lemler), die 1930 in Tovarnik (Kroatien) geboren wurde. Es setzt sich aus fünf Schenkungen zusammen, die Eva Linzner dem DZM zwischen 2000 und 2007 machte, und umfasst Fotografien, Postkarten, Dokumente, Erinnerungsberichte, Zeitungsartikel sowie unterschiedliche dreidimensionale Objekte (Schmuck, Geschirr, Textilien, Schuhe und religiöse Gegenstände). Anhand dieser Dinge lässt sich eine Zeitreise durch eine von Migration und Suche nach Heimat bestimmte Biografie unternehmen, die im Osten Kroatiens beginnt und in der Nähe von Ulm endet: Eine Fotografie von 1935 zeigt die fünfjährige Eva Lemler mit ihren Geschwistern und der Mutter im elterlichen Hof. Der große Hof, das repräsentative Wohngebäude und die Kleidung verraten, dass sich hier eine wohlhabende Bauernfamilie in Szene setzt. Eine weitere Fotografie zeigt Eva Lemler mit anderen Kindern aus Tovarnik im Jahr 1942 um einen Strohhaufen gruppiert. Die Kinder helfen Überstiefel aus Stroh herzustellen, die für Wehrmachtsoldaten an der Ostfront bestimmt sind. Während die Kleineren die Strohhalme bündeln, flechten die Größeren daraus Zöpfe, aus denen die Erwachsenen anschließend die Stiefel nähen.³⁴ Am 22. Oktober 1944 flüchtet Familie Lemler mit dem Pferdewagen über Ungarn nach Österreich. Eine Szene brennt sich der vierzehnjährigen Eva Lemler in das Gedächtnis ein „wie ein Foto“:³⁵ Beim Aufbruch aus Tovarnik beobachtet sie zwei kroatische Frauen, die aus einem verlassenen Haus kommen und sich um ein Nudelholz streiten. „Wir kommen doch im Frühjahr zurück und die Leute räumen die Häuser aus!“³⁶, schilderte Eva Linzner ihre Gedanken damals viele Jahre später dem Museum. Denn viele Donauschwaben gehen damals noch davon aus, dass sie nur vorübergehend wegmüssen, bis der Krieg vorbei ist. In Österreich angekommen, werden Lemlers wie Millionen andere durch den Zweiten Weltkrieg entwurzelte Menschen als „Displaced Persons“ verwaltet. Davon zeugen zwei Ausweise aus dem Jahr 1946. Der eine ist auf Eva Lemler ausgestellt, der andere auf Josef Linzner, ihren zukünftigen Ehemann. Perspektiv- und Hoffnungslosigkeit charakterisieren das Leben der jungen Eheleute Linzner in Österreich. Sie finden keine Arbeit, leben in erdrückender Enge, eine Rückkehr nach Jugoslawien ist ausgeschlossen und eine Einreise in die Bundesrepublik zu dieser Zeit nicht mehr möglich. Sie finden einen Ausweg: Mit rund 2.500 anderen in Österreich gestrandeten Donauschwaben wagen sie, unterstützt von der „Schweizer Europahilfe“, einen Neuanfang als Landwirte in Brasilien.³⁷ Eva und Josef Linzner folgen ihnen 1954 in die donauschwäbische Kolonie Entre Rios im Bundesstaat Paraná. Fotografien zeigen das junge Ehepaar Linzner in den Weiten des brasilianischen Hochlands beim Aufbau der bis heute existierenden donauschwäbischen Kolonie. Eva Linzner und ihr Mann werden in Brasilien aber nicht heimisch und kehren bald nach Europa zurück. In Eva Linzners Gepäck befindet sich

³³ HENRIKE HAMPE, Die Mutter unterwegs. Zwangsmigration von Frauen in der Rückschau ihrer Kinder, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 55 (2014), S. 76–99, hier S. 81.

³⁴ Kinderwelten entlang der Donau. Vom Heranwachsen als Deutsche in einer multiethnischen Region, Begleitband zur Ausstellung, hg. von HENRIKE HAMPE, Ulm 2015, S. 73.

³⁵ DZM-DOKUMENTATION Linzner_Tovarnik (Syrmien/Kroatien)_Telefonprotokoll vom 03.08.2007.

³⁶ DZM-DOKUMENTATION Linzner_Tovarnik (Syrmien/Kroatien)_Telefonprotokoll vom 03.08.2007.

³⁷ Zur Geschichte der Kolonie Entre Rios siehe STEFAN TEPPERT, Donauschwaben in Brasilien, in: Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas Jg. 6 (60), H. 4 (2011), S. 384–399.

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

ein mittlerweile weit gereister Porzellanter, ein Erbstück von den Großeltern. Er war Teil des guten Geschirrs und wurde daheim in Tovarnik nur für gehobene Anlässe benutzt. Der Teller war schon bei der Flucht 1944 aus Kroatien dabei und wird schließlich mit nach Laupheim bei Ulm gebracht, wo sich Linzners ihre zweite Heimat aufbauen. Als die ersten Startschwierigkeiten gemeistert sind, zieht es sie immer wieder in die Heimat ihrer Kindheit. 1979 unternimmt das Ehepaar eine erste „Heimwehreise“ nach Jugoslawien, zunächst mit gemischten Gefühlen. Anders als andere „Heimwehreisende“ machen Linzners aber gute Erfahrungen und werden überall herzlich aufgenommen. Seither reisen sie bis ins Jahr 2000 immer wieder nicht nur nach Jugoslawien, sondern auch nach Ungarn, schließen Freundschaften, dokumentieren ihre Reisen fotografisch und bringen Gegenstände mit, die sie an ihre Kindheit erinnern.

Dazu gehört ein Paar „Batschker“ (Lederschuhe), die ein serbischer „Batschkermacher“ in Ruma (Serbien) anfertigte. Linzners kaufen sie als Erinnerung an diesen Schuhtyp, den Kinder und Erwachsene – Frauen wie Männer – früher getragen haben. Solche Schuhe wurden im Sommer zur Feldarbeit über weißen Wollstrümpfen getragen. Abends und zum Ausgehen putzte man sie sauber oder hatte ein zweites, gepflegtes Paar. Von einer der letzten Reisen in ihren Heimatort Tovarnik im Jahr 1998 bringt Eva Linzner zwei Lehmziegel mit. Sie stammen vom Trümmerhaufen



Abb. 7a: Quaderförmige Ziegelsteine aus gebranntem Lehm, hergestellt in Towarnik/Tovarnik (Kroatien), 1923. Eva Linzners bringt sie von einer „Heimwehreise“ nach Towarnik 1998 als Andenken aus dem Trümmerhaufen ihres Elternhauses mit. Quelle: DZM.



Abb. 7b: Fotografie von Eva Linzner vor den Trümmern ihres Elternhauses, Towarnik/Tovarnik (Kroatien). Das Haus wurde während des jugoslawischen Bürgerkriegs in Kroatien 1991–1995 zerstört. Quelle: DZM.

ihres 1923 erbauten Elternhauses, das nach der Flucht ihrer Familie konfisziert und rund fünfzig Jahre später während des jugoslawischen Bürgerkrieges in den 1990er Jahren zerstört wurde.

„Migration verbindet?!“ – ein Pilotprojekt für das DZM im internationalen Ulm

Migrationen sind in der Menschheitsgeschichte der Normalfall,³⁸ nicht die Ausnahme – eine Erkenntnis, die heute nicht nur innerhalb der Geschichtswissenschaft geteilt wird. Für Kommunalpolitiker ist dies eine alltägliche Erfahrung. Seit 1945 kamen verschiedene Zuwanderergruppen in die Bundesrepublik – zunächst die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen, seit den späten 1950er Jahren die Arbeitsmigranten aus Südeuropa, dann die Spätaussiedler und jüngst die Flüchtlingsströme aus den Ländern des Nahen Ostens und aus Afrika. In Ulm leben rund 50.000 Menschen mit internationalen Wurzeln, das entspricht 41 Prozent der Stadtbevölkerung. Auf der Suche nach einem „ausgewogenen, pragmatischen Umgang mit Vielfalt“ in der Stadtgesellschaft vollzog Ulm 2012 einen Paradigmenwechsel, so Oberbürgermeister Gunter Czisch, „von der ‚Integration‘ zur ‚Internationalität‘, d. h. hin zur Frage, was es braucht für einen gelingenden Umgang mit der Stadt und ihrer Internationalität.“³⁹ Mit dem Konzept „Ulm: Internationale Stadt“ und einer gleichnamigen Koordinierungsstelle, die verschiedene Serviceleistungen anbietet (z. B. Vermittlung von Dolmetscher*innen für Behördengänge), sind seither verschiedene Maßnahmen umgesetzt worden, darunter ein mehrjähriges Forschungsprojekt, das vom DZM und anderen Ulmer Kultureinrichtungen beratend begleitet wurde und dessen Ergebnisse jüngst in dem Buch „Auf dem Weg zur internationalen Stadt. Migration nach Ulm seit 1945“ veröffentlicht wurden. Die Publikation gibt erstmals einen Überblick über die wichtigsten Zuwanderungsgruppen und -phasen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Besonderes Augenmerk fanden die Gründe für das Verlassen der Heimat, die Zuzugsbedingungen und der Verlauf des Sich-Einlebens sowie der wechselseitige Kontakt und Umgang mit der Stadtgesellschaft. Folgeprojekte, etwa ein nach und nach wachsender Online-Blog, auf dem Ulmer*innen mit ihren internationalen Geschichten sichtbar werden, sollen das Thema weiter in der Öffentlichkeit verankern. Ähnliche Wege beschreiten auch andere Städte, etwa Stuttgart. Das kürzlich eröffnete „Stadtpalais – Museum für Stuttgart“ wendet sich an alle Stuttgarter*innen und versucht, die Geschichte von Migrant*innen als integralen Teil der Stadtgeschichte zu repräsentieren, ohne in die Falle des „Otherings“ zu tappen.⁴⁰ Mit der Neuaufstellung des Hauses wurde deshalb ein eigener Bereich „Migrationsgeschichte“ in die Sammlungsstrategie aufgenommen.⁴¹ Bund und Länder reagieren auf die gesellschaftliche Entwicklung unter anderem mit einer Reihe an Fördermaßnahmen im Bereich der kulturellen Bildung. Das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg erläutert seine Förderungspraxis folgendermaßen: „Fast 3 Millionen Menschen aus 200 verschiedenen Nationen leben in Baden-Württemberg. Diese kulturelle Vielfalt bietet für unsere Gesellschaft

³⁸ Vgl. Normalfall Migration, hg. von KLAUS BADE und JOCHEN OLTMER (Bundeszentrale für politische Bildung, Zeitbilder 15), Bonn 2004.

³⁹ Grußwort des Ulmer Oberbürgermeisters Gunter Czisch in: TOBIAS RANKER, Auf dem Weg zur internationalen Stadt. Migration nach Ulm seit 1945, hg. von der Kulturabteilung der Stadt Ulm, Ulm 2018, S. 8 f.

⁴⁰ Vgl. AGNETA MELZER, In Stuttgart entsteht ein Museum für alle, in: Public Marketing 4 (2012), S. 12–17, hier S. 12.

⁴¹ <http://www.stadtpalais-stuttgart.de/sammlungskonzeption.html> (Stand: 10.02.2018).

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

zahlreiche Chancen und Bereicherungen. Gleichzeitig können Kunst und Kultur mit ihrer identitätsstiftenden, dialogfördernden und vermittelnden Wirkung zu einer erfolgreichen Integration beitragen. Interkulturelle Kulturarbeit ist deshalb ein wichtiger Schwerpunkt der Kunstpolitik des Landes. Zur besseren Teilhabe am kulturellen Leben und am interkulturellen Austausch sollen die Vernetzung und interkulturelle Öffnung der Kultureinrichtungen gefördert werden.⁴² Im Jahr 2015 förderte das Ministerium aus dem Innovationsfonds Kunst mit 1,4 Millionen Euro 66 verschiedene Projekte.⁴³

Eines davon war das intergenerative Begegnungsprojekt „Migration verbindet?!“⁴⁴, das zwischen 2015 und 2017 am DZM umgesetzt wurde und sich an Ulmer*innen mit internationalen Wurzeln richtete. Mit dem Pilotprojekt erkundete das DZM, wie die historischen Migrationen der Donauschwaben mit der heutigen Lebenswirklichkeit von Zugewanderten in Beziehung gesetzt werden können. Welche Angebote helfen Menschen aus anderen Kulturen, Museen als Begegnungsorte für sich zu entdecken? Welche Vermittlungsarten sprechen sie an? Welchen Gewinn haben sie vom Besuch eines Museums? Was vermissen sie in unserer Museumslandschaft? Wie kann der Wissens- und Erfahrungsschatz der donauschwäbischen Erlebnisgeneration für die heutige Zuwanderungsgesellschaft nutzbar gemacht werden? Unter diesen Fragestellungen sollten Ideen für Vermittlungsformate erarbeitet, erprobt und umgesetzt werden.

Neugierig, aber auch ein wenig skeptisch fand sich die Gruppe im Februar 2016 im DZM ein. Die Teilnehmer*innen sind zwischen 17 und 85 Jahre alt, ihre Wurzeln liegen in Algerien, Kenia/Indien, Italien, in der Türkei, Serbien/Ungarn, Serbien/Mazedonien, Kroatien/Bosnien-Herzegowina, Finnland und Brasilien. Ein gutes Jahr lang dachten sie einmal monatlich drei Stunden gemeinsam darüber nach, wie ein Museum aussehen müsste, in das sie gerne gehen, in dem sie sich mit ihren Themen gesehen, vertreten und willkommen fühlen. Die Ambition war groß, die Gruppe bunt. Zunächst dachten die Teilnehmer*innen



Abb. 8a: Erstaunlich, wie ein Mensch sich durch Kleidung verändert. „Migration verbindet?!“-Teilnehmerin Ilayda in donauschwäbischem „Gwand“ bei der Vorortaktion „Tracht – Heimat auf den Leib geschneidert“ in der Stadtbibliothek Ulm, Februar 2017. Quelle: DZM.

⁴² <https://mwk.baden-wuerttemberg.de/de/kunst-kultur/kulturpolitik/interkulturelle-kulturarbeit/> (Stand: 10.02.2018).

⁴³ <https://mwk.baden-wuerttemberg.de/de/service/presse/pressemitteilung/pid/innovationsfonds-kunst-land-stellt-rund-14-mio-euro-fuer-66-projekte-bereit/> (Stand: 10.02.2018).

⁴⁴ Vgl. Migration verbindet. Erfahrungsbericht und Praxisbausteine für interkulturelle Vermittlungsarbeit im Museum, hg. von CHRISTIAN GLASS, Ulm 2017; Projektleitung Leni Perenčević.

darüber nach, was Museum als kultureller Ort für sie bedeutet. Im Anschluss reflektierten sie, welche Erfahrungen sie mit Museen aus ihren Herkunftsländern machten, was dort gut war, was sie als hinderlich erlebten. Für Clara aus Portugal stand dabei die Frage im Vordergrund, wie „mit Hilfe verschiedener Erfahrungen und kultureller Hintergründe der Projektbeteiligten [...] ein Museum, ein Depot oder ein Archiv in der Gesellschaft platziert werden kann.“⁴⁵ Das galt es in der Gruppe zu klären und abzustimmen: Auf welche Art kann das DZM mit den Inhalten, die den Migrant*innen wichtig sind, in der Stadtgesellschaft sichtbar gemacht werden? Entscheidende Impulse dafür kamen aus der Besichtigung des DZM-Depots mit seinen vielfältigen Exponaten zur (Alltags-)Kultur der



Abb. 8c: Alte Techniken für ein junges Publikum: Im Hanf-Café Hemperium zeigt eine Donauschwäbin im Rahmen der Vorortaktion „Hanf – was Hanf alles kann!“, wie gesponnen wird, Februar 2017. Quelle: DZM.



Abb. 8b: Ilayda zeigt bei der Vorortaktion „Tracht – Heimat auf den Leib geschneidert“ ein türkisches Verlobungsgewand. Quelle: DZM.

Donauschwaben. Die Donauschwaben in der Gruppe fingen schnell Feuer, hingen doch an den Schätzen des Depots viele Geschichten, die sie gerne mit den anderen teilten. Erzählen löst Erzählen aus: Im Handumdrehen war die Gruppe mitten im interkulturellen Austausch über Stoffe und Muster, Maisanbau und Maisstroschuhe, Hanfhechel und Spinnräder. Und bei der Erkenntnis: Da gibt es ja vieles auch in unseren Ländern, ganz ähnlich, aber doch ein bisschen anders.

Nach fast einjähriger Planungsphase ging es Anfang 2017 an die Umsetzung. Die Teilnehmer*innen hatten ein Vermittlungskonzept erarbeitet, das ausgehend von der Geschichte der Donauschwaben die internationale Stadtge-

⁴⁵ Migration verbindet (wie Anm. 44), S. 19 f.

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

sellschaft zu Begegnung und Austausch einlud. Die Idee: „Migration verbindet?!“ bringt Museumsobjekte mit kleinen Ausstellungen und darauf abgestimmten, interaktiven Vorortaktionen an ungewöhnliche Orte im Stadtraum. So wanderte eine Kirchweihtracht in die Stadtbibliothek Ulm, ein Maishobel in den Öko-Supermarkt Alnatura und eine Hanfhechel in das Hanf-Café Hemperium. Die drei Zeugnisse donauschwäbischer Kultur waren Ausgangspunkt für den interkulturellen Vergleich. Was drückt traditionelle Kleidung in verschiedenen Kulturen heute aus? Ist sie nur noch Verkleidung oder steckt mehr dahinter? Wie nutzten die Donauschwaben Mais und welche Rolle spielt er heute rund um den Globus, etwa als Grundnahrungsmittel? Bei der Vorortaktion „Hanf – Was Hanf alles kann!“ im Hemperium war ein Spinnrad aus der DZM-Sammlung das wichtigste Utensil. Wie damit umzugehen ist, konnte den Besucher*innen des Hanf-Cafés allein die Donauschwäbin aus der Gruppe zeigen, denn neben vielen anderen Handarbeiten hat sie in ihrer alten Heimat auch noch das Spinnen gelernt. Fachkundig und launig erzählte der Besitzer des Hemperiums, wie umstritten Hanfprodukte lange Zeit waren, weil Hanf im öffentlichen Bewusstsein ausschließlich als Droge wahrgenommen wurde. So trafen im Hemperium aktuelle Diskussionen rund um den wieder gefragten Rohstoff Hanf auf eine vergangene Welt entlang der mittleren Donau, in der die Hanfproduktion einen der wichtigsten Wirtschaftszweige darstellte.⁴⁶

Projektende gut, alles gut? Ausblick

Ein funktionierendes, aktives Netzwerk zwischen Museum, donauschwäbischen Zeitzeug*innen und Ulmer*innen mit internationalen Wurzeln aufzubauen, war eines der wichtigsten Projektziele. Eine Aufgabe, die das Museumsteam bei laufendem Museumsbetrieb alleine nicht hätte bewältigen können. Über die Hälfte der Finanzmittel wurden deshalb für externe Fachkräfte eingeplant, die Erfahrung in sozialer, intergenerativer und interkultureller Arbeit mitbrachten. Auch wenn externe Fachkräfte ein Projekt intensiv begleiten, ist es kein Selbstläufer. Möchte das Museum neue Besuchergruppen erschließen und an das Haus binden, sind die festangestellten Mitarbeiter*innen gefragt, die präsent sind und dem Museum ein Gesicht geben. Eine klare Aufgabenteilung zwischen Externen und Festangestellten, regelmäßiger Austausch und gemeinsame Planung waren daher unerlässlich. Die Teilnehmer*innen legten die Inhalte selbst fest, die Externen gaben ihnen eine Form und brachten die Arbeitsschritte in eine zeitliche Abfolge. Das Museumsteam kümmerte sich schließlich um die Text- und Bildredaktion sowie um die Gestaltung und Produktion der Ausstellungsstelen und Werbemittel.

Partizipation im Museum hat Konjunktur, manche Museumswissenschaftler*innen charakterisieren die 2010er Jahre gar als „Partizipationsdekade.“⁴⁷ Schließlich erzielen kooperative, auf Besucherbeteiligung ausgerichtete Projekte eine große Öffentlichkeitswirkung, weshalb nicht zu Unrecht davor gewarnt wird, derartige Projekte vor allem zur Imagepflege zu instrumentalisieren.⁴⁸ Entscheidend sollten die Gruppendynamik, der Arbeitsprozess selbst und die Kommuni-

⁴⁶ Vgl. MARTIN BUTTER, Hanf. Das weiße Gold der Batschka – ein nachwachsender Rohstoff heute? Ein Erfahrungsbericht von Martin Butter, dem letzten donauschwäbischen Hanfaufbereiter der BRD, Kirchbierlingen 2001.

⁴⁷ Vgl. ANJA PIONTEK, Museum und Partizipation. Theorie und Praxis kooperativer Ausstellungsprojekte und Beteiligungsangebote, Bielefeld 2017, S. 14.

⁴⁸ Vgl. KOMPETENZVERBUND KULTURELLE INTEGRATION UND WISSENSTRANSFER (KIWiT), Diversitätsmanagement oder Imagepflege, auf: https://www.kultur-oeffnet-welten.de/positionen/position_6784.html (Stand: 10.02.2018).

kation zwischen Museum und Projektteilnehmer*innen sein. Ein Gefühl dafür bekommt nur, wer sich Zeit nimmt, in regelmäßigen Abständen an den Arbeitstreffen teilzunehmen. Die Begrüßungs- und Abschlussrunden bei den „Migration verbindet?!“-Treffen boten die Möglichkeit, interessante Neuigkeiten aus der Museumsarbeit zu teilen oder zu Veranstaltungen einzuladen und gleichzeitig zu erfahren, was in der Migrant*innen-Szene aktuell passiert.

Die Teilnehmer*innen wünschten sich, dass das Projekt „Migration verbindet?!“ weitergeht, zumal viel mehr Ideen für eine aktive Mitgestaltung und Sichtbarmachung der Migrant*innen-Szene und des Museums entstanden waren, als im Rahmen der Projektlaufzeit hätten umgesetzt werden können. Auch dem DZM-Team schwebte von Anfang an eine langfristige Etablierung von „Migration verbindet?!“ vor. Deshalb begann, nachdem im März 2017 die Projektförderung durch den Innovationsfonds Kunst des Landes Baden-Württemberg ausgelaufen war, schon im Mai ein erstes Folgeprojekt zum Thema Totengedenken, mit dem erprobt wurde, wie „Migration verbindet?!“ auch ohne Drittmittel am DZM verstetigt werden kann. Um das betreuungsintensive Begegnungsprojekt auch ohne externe Mitarbeiter*innen bewältigen zu können, setzt das Museum mit den Projektteilnehmer*innen derzeit auf punktuelle Thementage, die sich auch mit geringen Finanzmitteln und in einem überschaubaren Zeitrahmen realisieren lassen. Nach bewährtem Prinzip wird „Migration verbindet?!“, inspiriert von den Museumsdingen in den Depots, anschlussfähige Themen aus der donauschwäbischen Lebenswelt herausgreifen, um sie aus der Gegenwart heraus zu befragen. Zuletzt organisierten die Projektteilnehmer*innen anlässlich der Novemberfeiertage einen Thementag unter dem Motto „Memento mori – Totengedenken rund um die Welt“. Wie werden Sterbende begleitet? Wie sieht das Totengedenken in verschiedenen Kulturen aus? Welche Kleider- und Speiseordnungen gibt es bei Bestattungen? Mit diesen und anderen Fragen setzten sich die Teilnehmer*innen auseinander. Für die Besucher*innen an diesem Tag hatte die Migration-verbundet-Gruppe Kulturen-Tische vorbereitet, an denen Leichenschmaus-Speisen probiert sowie mit Tod und Totengedenken zusammenhängende Gegenstände aus den jeweiligen Herkunftsländern bestaunt werden konnten. Eine wachsende Kulturen-Pinnwand, auf der die Projektteilnehmer*innen zu Einzelaspekten wie Totenwache oder Grabschmuck Wissenswertes aus ihren Kulturen angepinnt hatten, lud die Besucher*innen ein, ihr Wissen zu teilen und so einen breiten Kulturvergleich sichtbar zu machen. Exponate rund um Tod und Begräbnis bei den Donauschwaben rückten an diesem Tag vom Depot für einen Tag ins Scheinwerferlicht, ein Quiz führte Familien an die Kulturen-Tische, durch die Dauerausstellung und rund um die Exponat-Insel. An einer Hörstation konnten die Besucher*innen Trauermusik aus aller Welt vergleichen: von donauschwäbischen Trauermärschen bis zu New Orleans Jazz. Mit dem Leiter eines Bestattungsinstituts, der mit den Projektteilnehmer*innen eine Gesprächsrunde über Bestattungskulturen führte, war außerdem wieder ein Kooperationspartner aus der Stadtgesellschaft im Boot.

Donauschwäbische Geschichte als Ausgangspunkt eines transnationalen Kulturvergleichs, die Auseinandersetzung mit Museumsdingen in ihren vielfältigen Dimensionen sowie die Interaktion mit der Stadtgesellschaft sind die drei Grundpfeiler, die sich mit der Umsetzung des Thementags „Memento mori“ für eine Verstetigung des Begegnungsprojekts „Migration verbindet?!“ am DZM herausgeschält haben. Museen begreifen sich heute zunehmend als „Social Arenas“,⁴⁹ in denen Gegenwartsfragen im direkten Austausch mit den Besucher*innen verhandelt werden. Die Sammlung des DZM bietet dazu vielfältige Möglichkeiten. Sie ist seit ih-

⁴⁹ Vgl. Making Europe Visible (wie Anm. 28), S. 30.

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

rem Aufbau partizipativ angelegt, zunächst zwar aus der Objektnot heraus, bald aber von den Museumswissenschaftler*innen intendiert. Mit den Dingen, die Donauschwaben aus aller Welt dem Museum anvertrauen, vertrauen sie ihm auch ihre persönlichen Geschichten an. Nicht die Kurator*innen bestimmen, wie die Museumsdinge zu interpretieren sind, die Stifter*innen setzen bei der Objektübergabe ihre eigenen Schwerpunkte, sie entscheiden, was wie überliefert wird. Die so entstehenden Objektgeschichten von aufgebockten Leiterwägen, von Tauschkindstiefeln oder Lehmziegeln aus einem Trümmerhaufen eröffnen – auch nach Ableben der donauschwäbischen Zeitzeugengeneration – künftigen Besucher*innen Anknüpfungspunkte zu den immer aktuellen Themen Identität, Beheimatung und Unterwegssein.